

Heinrich Bedford-Strohm

Rede zum Gedenken der Reichspogromnacht am 11.11. 2012 in Augsburg

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich bin sehr froh und dankbar, dass ich heute Abend aus Anlass des Gedenkens der Reichspogromnacht vor 74 Jahren hier in Augsburg und in vielen anderen Städten Deutschlands eingeladen wurde und zu Ihnen sprechen darf.

Stadtdekanin Susanne Kasch hat vor einigen Jahren an gleicher Stelle gefragt: „Darf ich hier eigentlich stehen?“ Die Frage ist berechtigt und wir als Deutsche christlichen Glaubens müssen sie stellen – uns selbst und Ihnen. Es ist *nicht* selbstverständlich, dass ich hier als Landesbischof stehen darf. Es ist Ausdruck eines Vertrauens, für das ich nur danken kann.

Und es ist genauso wenig selbstverständlich wie die Tatsache, dass jüdische Menschen, sich entschieden haben, in Deutschland leben, wieder in Deutschland zu leben, in zunehmender Zahl in Deutschland zu leben und Deutschland wieder als ihre Heimat zu sehen. Charlotte Knobloch hat das anlässlich ihres gerade gefeierten 80. Geburtstag noch einmal eindrucksvoll bekräftigt. Wie wenig selbstverständlich das ist, das haben wir nun allerdings auch erfahren müssen.

In den letzten Wochen und Monaten haben wir erlebt, wie tief die Vorurteile noch immer schlummern und welche schlimmen Erinnerungen dies weckt. Wer gedacht hatte, jüdisches Leben in Deutschland sei inzwischen einfach zur Normalität geworden, sah sich getäuscht. Umso wichtiger sind Veranstaltungen wie die heutige. Umso dringlicher ist die bleibende Erinnerung und die Verbindung dieser Erinnerung mit der Verantwortung für das Hier und Heute.

Ich möchte es nicht versäumen, die herzlichen Grüße der Stadtdekanin zu überbringen; sie bedauert es sehr, heute Abend nicht hier sein zu können, aber eine schon lange geplante Klausurtagung des gesamten Pfarrkapitels in Brixen ließ sich nicht mehr verschieben.

I.

Gedenktage dienen der Erinnerung. Für einige wenige Menschen ist dies noch eine sehr persönliche Erinnerung – sie haben selbst die Schrecken der Reichspogromnacht 1938 erlebt, die entsetzlichen Bilder sind ihnen ins Gedächtnis eingebrannt und haben sie ihr Leben begleitet. Dass die Synagoge in Augsburg nicht, wie so viele andere, komplett in Flammen aufging, war dabei lediglich der glücklichen Fügung geschuldet, dass sie in direkter Nachbarschaft zu einer Tankstelle stand und aus diesem Grund der Brand sehr schnell wieder gelöscht wurde.

Für die meisten aber handelt es sich bei der Erinnerung an die Reichspogromnacht um eine Geschichte, die sie vielleicht von Augenzeugen erzählt bekommen haben, oder, sehr viel wahrscheinlicher, lediglich aus Büchern, Filmen und Bildern kennen.

Und das zeigt schon die Herausforderung, vor der wir heute, im Jahr 2012 und den kommenden Jahren, stehen. Es geht jetzt darum, das Geschehene nicht einfach zum historischen Ereignis werden zu lassen, sondern die Erinnerung wach zu halten und zwar in dem Sinne, dass daraus eine Verantwortung für Gegenwart und Zukunft erwächst.

Es war ein langer Weg in diesem Land, sich des dunkelsten Kapitels der deutschen Geschichte zu erinnern, Verantwortung dafür zu übernehmen und sich der besonderen Verpflichtung zu stellen. Wie lange hat es gedauert, bis in Deutschland die Schrecken der Zeit des Nationalsozialismus und der Shoah nicht mehr verdrängt wurden.

„Wir haben nichts gewusst“, sagten selbst Menschen, die ganz in der Nähe von Konzentrationslagern lebten. „Wir wollten es nicht wissen“ – das wäre wohl der richtigere Ausdruck gewesen.

Zögernd, aber dann doch mit einer großen Kraft begann mit den gesellschaftlichen Veränderungen zu Beginn der 70er Jahre endlich die Auseinandersetzung mit der jüngsten Geschichte. Sie ist noch nicht abgeschlossen. Noch immer, und vielleicht gerade, weil nun die Augenzeugen immer weniger werden, stehen wir im Augenblick an einem Punkt, wo die sehr persönlichen Geschichten plötzlich sehr aktuell werden: Vor einigen Monaten erst habe ich den Evangelischen Buchpreis an eine Schriftstellerin verliehen, die in sehr persönlicher Weise die Lebensgeschichte ihres Vaters literarisch verarbeitet hat, die dieser am Ende seines Lebens zu erzählen bereit war. Ganz ähnliches erleben wir überhaupt in der Kunst, in der Fotografie und eben der Literatur überhaupt. Ich finde es sehr bemerkenswert, dass Menschen am Ende ihres Lebens offenkundig das Bedürfnis oder zumindest die Bereitschaft haben, auch über die ganz dunklen, oft auch mit Schuld und schwerer Last verbundenen Kapitel zu sprechen und uns anderen damit auch sehr wertvolle Zeugnisse zu hinterlassen.

II.

Auch in unserer Kirche ist die Auseinandersetzung mit der Frage, wie Einzelne oder die Kirche als Ganze in der NS-Zeit gedacht und gehandelt haben, längst nicht abgeschlossen. Wir stehen zwar nicht mehr ganz am Anfang, aber erst langsam nähern wir uns an Personen an. Dieser Weg ist durchaus schmerzhaft, denn er ist damit verbunden zu erkennen, dass Menschen nicht nur ganz allgemein, sondern sehr persönlich schuldig geworden sind. Es ist *eine* Sache, Mutlosigkeit und Schweigen der Kirche im Allgemeinen zu bekennen, aber eine ganz andere, zu erkennen, wie dies ganz konkret ausgesehen hat, wahrzuhaben, dass es sich dabei um Menschen mit Namen gehandelt hat. Dies zu begreifen und damit umzugehen, ist eine große Herausforderung, insbesondere dann, wenn man erkennen muss, dass manche historischen Vorstellungen nicht zutreffend sind oder es zumindest noch eine andere Seite gibt.

Solch eine Aufarbeitung geschieht ja auch nicht im luftleeren Raum, sondern immer oder zumindest oft, sind davon auch Familien betroffen, die sich dadurch bedrängt fühlen, die sich mit Vehemenz für Fairness gegenüber ihren verstorbenen Angehörigen einsetzen. Die Herausforderung an Erinnerungsarbeit ist es, die Wahrheit schonungslos aufzudecken und ihr ins Gesicht zu sehen, ohne in moralischer Selbstgerechtigkeit den Stab über andere zu brechen. Die Wahrheit aufzudecken ist notwendig, weil die Opfer ein zweites Mal sterben, wenn das Unrecht, das ihnen widerfahren ist, verschwiegen und vergessen wird. Vor moralischer Selbstgerechtigkeit haben wir uns zu hüten, weil sie in der Regel die Radikalität der selbstkritischen Frage vernebelt, wo wir selbst heute moralisch versagen. Wer müsste sich diese Frage nachdrücklicher stellen als die Kirchen, jedenfalls dann, wenn sie authentische Zeuginnen ihrer Botschaft sein wollen.

Und da wird man sagen müssen: Wir sind noch mitten in der Aufarbeitung unserer eigenen Kirchengeschichte. Ich bin sehr froh, dass dies mit Hilfe von sehr gewissenhaften und engagierten Historikern geschieht, die in den letzten Jahren persönliche Aufzeichnungen, Protokolle und andere Dokumente zusammengetragen und ausgewertet haben. Auf zwei Beispiele will ich kurz eingehen, weil hier deutlich wurde, welche Bedeutung historische Aufarbeitung und Erinnerung für das Leben von Menschen heute haben kann und auch tatsächlich hat.

Wie Sie vielleicht wissen, hat die bayerische Landeskirche sich im Herbst 1938 auf Anfrage des Büros Grüber in Berlin, vermittelt durch Oberkirchenrat Thomas Breit, dazu entschlossen, auch in Bayern „Hilfsstellen für Glaubensgenossen in Not“ einzurichten und damit im Rahmen des politisch durchaus Möglichen aus rassistischen Gründen verfolgten Protestanten zu helfen. Pfarrer Zwanzger in München und Pfarrer Jordan in Nürnberg bemühten sich in der Folgezeit, jüdischen Menschen evangelischen Glaubens zu helfen, die allergrößte Not zu lindern, manchen auch die Ausreise oder Flucht zu

ermöglichen. Das war nicht viel und schon gar kein Widerstand, aber doch immerhin mehr als nichts. Für eine genauere Darstellung bräuchte es viel mehr Zeit, aber die Dokumentation von Karl-Heinz Fix ist gut zugänglich. Worum es mir geht ist dies: Im Zuge der Erstellung der Dokumentation stieß man auf die Familien, sowohl einiger Überlebender wie auch der beiden Pfarrer. Gerade letztere hatten lange darauf gewartet, dass die Leistung ihrer Väter, die zuerst und oft auch als einzige mit den bedrückenden Schicksalen umgehen mussten, in irgendeiner Weise gewürdigt werden würde. Auch ihretwegen entschloss sich die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, an den Gebäuden, in denen sich die Hilfsstellen befanden, Gedenktafeln anzubringen und anlässlich der Enthüllung auch die Familien einzuladen. Sie kamen tatsächlich und es war, als habe diese späte Würdigung etwas in ihrer Seele geheilt.

Anders gelagert war der Fall Friedrich von Praun. Von Praun war als Kirchenjurist 1930 mit der Gründung und Leitung der Landeskirchenstelle, einer großen Verwaltungseinrichtung unserer Landeskirche in Ansbach betraut worden. Seine dezidierte Haltung gegen das nationalsozialistische Regime war hinlänglich bekannt. Im August 1943 wurde er denunziert, verhaftet und starb unter ungeklärten Umständen am 19. April 1944 im Nürnberger Gefängnis. Erst im Sommer dieses Jahres wurden seine Standhaftigkeit und sein Mut gewürdigt, nachdem ein entsprechender Antrag im Jahr 1957 an der Haltung des Landeskirchenrates gescheitert war und Friedrich von Praun dann in Vergessenheit geriet. Auch wenn diese späte Ehrung die früher sträflich unterlassene Würdigung nicht ungeschehen machen kann, zeigt sie doch, wie notwendig die Aufarbeitung der eigenen Geschichte ist, auch wenn und gerade wenn, es eine Geschichte des Versagens und Vergessens ist.

III.

Ich bin dankbar, dass die historische Beschäftigung den Weg frei macht für die Erinnerung und das Gedenken. Dies ist ein Teil der Verantwortung, die wir als Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern annehmen wollen. Gleichzeitig sehen wir, dass diese Verantwortung weiter geht und zutiefst mit der Gegenwart, unserer heutigen Gesellschaft und ihrer Herausforderungen zu tun hat.

Rechtspopulistisches und rechtsextremes Gedankengut sind in unserem Land längst kein Randphänomen mehr. Die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung „In der Mitte der Gesellschaft“ aus dem Jahr 2010 hat es in bedrückender Deutlichkeit ans Licht gebracht: Auch unter Menschen, die es weit von sich weisen würden, Neonazis zu sein, ist rechtes Gedankengut weit verbreitet, ob immer noch oder wieder, sei dabei dahingestellt. Bis tief in die Kirchen hinein ist diese Haltung verbreitet. Das sagen zu müssen, ist für mich besonders schmerzvoll, weil es bedeutet, dass die Botschaft von der Nächstenliebe, die das Christentum vom Judentum gelernt hat, bei nicht wenigen überhaupt nicht anzukommen scheint.

Natürlich gibt es einen Nährboden, auf dem rechtsextremes Gedankengut besonders gut gedeiht: Wenig Bildung, schlechte oder keine beruflichen Aussichten, das Gefühl, nichts wert zu sein. In diesem Umfeld entsteht leicht Hass auf alle, die anders denken, glauben und aussehen und gleichzeitig eine merkwürdige Faszination des Hässlichen, Rohen, Gemeinen. Aber, und das hat uns die Studie vor Augen geführt, rechtes Gedankengut ist nicht einfach einem bestimmten, gesellschaftlichen Milieu zuzuordnen. Das würde die Lösung des Problems vielleicht nicht unbedingt einfacher machen, aber wir könnten gezielter nach Lösungen suchen. Nun hat sich die rechtsradikale Szene in den vergangenen Jahren so gewandelt, dass sie nicht mehr nur in Springerstiefeln und Glatzen daherkommt, sondern auch ganz harmlos, im bieder-bürgerlichen Gewand. Aber nicht nur das: Rechtsextremes oder rechtspopulistisches Gedankengut ist auch dort verbreitet, wo Menschen durchaus über Bildung

verfügen, in der Lage sind sich zu artikulieren, sich als Teil der bürgerlichen Mitte bezeichnen würden.

In der Tat – sie artikulieren sich: In – zum Teil einschlägigen Internetblogs, Leserbriefen, zum Teil ganz öffentlich. Im Sommer dieses Jahres wurde dies in der Debatte um das Kölner Beschneidungsurteil sehr vernehmlich. Es war erschreckend, welche wütenden und zum Teil auch böartigen Aussagen in diesem Umfeld gemacht worden sind. Das ist das Eine; genauso erschreckend fand ich aber, wie ahnungslos und ohne jegliches Verständnis viele Menschen sind, wenn es um Religion geht. Ich kann respektieren, wenn Menschen für sich die Entscheidung treffen, dass sie in ihrem Leben ohne Glauben auskommen, ganz gleich, ob es sich dabei um eine bewusste oder unbewusste Entscheidung handelt. Was ich aber nicht akzeptieren kann und will, ist, wenn Glauben verächtlich gemacht und als unaufgeklärt-rückständig dargestellt wird. Ich erwarte, dass dem Glauben, sei es der jüdische, der christliche, der muslimische, oder ein anderer, Respekt entgegengebracht wird. Natürlich liegt es in der Verantwortung der Religionsgemeinschaften und der einzelnen Gläubigen, sich mit den Inhalten ihres Glaubens immer wieder auch selbstkritisch auseinanderzusetzen und das tun wir auch. Aber der Gedanke, dass es jüdischen (und muslimischen) Menschen ausgerechnet in Deutschland unmöglich gemacht werden sollte, ihren Glauben zu praktizieren, ist mir unerträglich. In diesem Sinne habe ich mich auch immer wieder geäußert. Zum Glück nicht alleine – auch die Präsidentin unserer Landessynode vertritt diese Position und mit uns die gesamte Kirchenleitung. Auch, und das fand ich ausgesprochen ermutigend, viele evangelische Christinnen und Christen in Bayern: sie haben mir geschrieben und mich bestärkt. Das stimmt mich froh und auch hoffnungsvoll und deswegen will ich es auch hier noch einmal ganz deutlich sagen: Wir freuen uns und sind sehr dankbar, dass Menschen jüdischen Glaubens in Deutschland leben und wir wollen alles dafür tun, dass dies auch in Zukunft möglich ist. Das verspreche ich.

IV.

Als einen Teil dieses Versprechens, und der Verantwortung, die aus dem Gedenken erwächst, sehe ich das Engagement unserer Landeskirche in dem Bayerischen „Bündnis für Toleranz – Demokratie und Menschenwürde schützen“, das im Juli 1995 von meinem Vorgänger, Landesbischof Johannes Friedrich auf Bitten von Charlotte Knobloch ins Leben gerufen wurde. Zu den Gründungsmitgliedern gehörte die Römisch-Katholische Kirche genauso wie der Deutsche Gewerkschaftsbund; inzwischen haben sich 42 Organisationen aus Politik, Wirtschaft, Bildung und anderen gesellschaftlichen Bereichen dem Bündnis angeschlossen. Als Ziel haben wir formuliert: „Gemeinsam mit allen aufrechten und verantwortungsbewussten Demokraten wollen wir allen rechtsextremistischen, rassistischen und antisemitischen Tendenzen entgegentreten und für unser demokratisches und wertorientiertes Gemeinwesen werben.“ Wir möchten, dass die Grundfesten unserer Demokratie stabil bleiben.

Die Erfahrungen mit dem Bündnis, zu dessen Sprecher ich letztes Jahr gleich gewählt wurde, gehören für mich zu den beglückendsten Aspekten meines ersten Amtsjahres. Erst vor wenigen Wochen haben wir sechs neue Organisationen aufgenommen. Sie repräsentieren einen breiten Querschnitt der bayerischen Bevölkerung, vom Bayerischen Landessportverband über den Deutschen Gewerkschaftsbund und die Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft sowie den Bayerischen Lehrerinnen und Lehrer-Verband bis hin zum Bayerischen Sportschützenbund – die Kirchen sind sowieso dabei und auch mehrere Ministerien machen mit. Ich habe in den Sitzungen des letzten Jahres ein sehr ernsthaftes Engagement erlebt, gespeist aus dem ehrlichen Erschrecken über die zurückliegenden Gewalttaten aus dem rechtsextremen Milieu, aber auch aus der tief verwurzelten Vision von einer Gesellschaft, in der alle Menschen in ihrer Verschiedenheit in Würde leben können.

Eine der letzten Sitzungen des geschäftsführenden Ausschusses haben wir im Restaurant „Picasso“ in der Regensburger Innenstadt abgehalten. Im Sommer 2010 hat der Barkeeper dieser Kneipe eine junge dunkelhäutige Frau mit Kind vor den Belästigungen junger Rechtsradikaler geschützt. Zwei Wochen später sind sie in seine Kneipe gekommen, haben ihn zusammengeschlagen und das Lokal verwüstet. Der Wirt hat sich nicht einschüchtern lassen. Mit anderen zusammen hat er die Wirte-Initiative „Keine Bedienung für Nazis“ gegründet. Inzwischen finden sich an vielen Regensburger Kneipen Aufkleber mit der Aufschrift „Rassisten werden hier nicht bedient“. In zahlreichen Städten Bayerns haben sich inzwischen ähnliche Wirte-Initiativen gegründet.

Und seit gestern habe ich die Hoffnung, dass daraus eine bundesweite Bewegung werden kann. In Eisleben hat die aus den Oberbürgermeistern der 16 Lutherstädten und 5 weiteren zugewählten Personen bestehende Jury des Preises der Lutherstädte „Das Unerschrockene Wort“ sich einstimmig für meinen Vorschlag entschieden, der Regensburger Wirte-Initiative den mit 10 000 € dotierten Preis zu verleihen. Ich verbinde damit die Hoffnung, dass die Initiative überall in Deutschland Nachahmer findet. Sie zeigt: So wie Rassismus und Antisemitismus bis in die Mitte der Gesellschaft reichen, so kommt auch der Widerstand dagegen aus der Mitte der Gesellschaft. Das ist ermutigend!

V.

Das Geschehene nicht vergessen, die Erinnerung lebendig erhalten – das ist die Aufgabe aller demokratisch gesinnten Menschen in diesem Land und das sehe ich auch als eine vornehme Aufgabe der Kirchen. Wir wollen nicht, dass die Geschichte sich wiederholt und wir wollen auch nicht, dass die Schoah zu einem Gegenstand wird, der im Geschichtsunterricht so behandelt wird wie die Kaiserkrönung Karls des Großen oder der Wiener Kongress. Wir wollen eine lebendige Erinnerung, die sich verantwortlich dafür fühlt, was heute und in

Zukunft geschieht. Natürlich bedarf es einer guten Vermittlung historischen Wissens im Unterricht. Ebenso wichtig aber ist die Vermittlung einer ethischen Haltung, mit der die Zukunft gestaltet wird, einer „Ethik der Einfühlung“, die wichtige Impulse aus der Bibel gewinnen kann.

Die Gebote, die Gott nach dem Zeugnis der Hebräischen Bibel seinem Volk gibt, sind aus der Erinnerung heraus begründet. Gottes Volk soll Recht und Gerechtigkeit wahren und die Schwachen schützen, weil Gott selbst an seinem Volk auch so gehandelt hat. Die eigene Erfahrung der Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten ist es, die dazu motivieren soll, die Schwachen heute zu schützen:

" Du sollst das Recht des Fremdlings und der Waise nicht beugen und sollst der Witwe nicht das Kleid zum Pfand nehmen. Denn Du sollst daran denken, dass Du Knecht in Ägypten gewesen bist und der Herr dein Gott dich von dort erlöst hat. Darum gebiete ich dir, dass du solches tust" (5. Mose 24, 10-13.17-22).

Nicht der Befehl eines autoritären Gottes oder der moralische Appell ist die Grundlage für die biblische Ethik, sondern die Aufforderung zur Einfühlung in den anderen: „Die Fremdlinge sollt ihr nicht unterdrücken; denn ihr wisset um der Fremdlinge Herz, weil ihr auch Fremdlinge in Ägyptenland gewesen seid“ (Ex 23,9).

Dass Fremde mit Achtung und Respekt behandelt werden sollen, wird jeder verstehen, der sich einfühlt in ihre besondere Situation. Wie verletzlich ist ein Mensch, der fremd ist. Behandle den Fremden mit Respekt, denn du kannst dir doch vorstellen, wie es ist, ein Fremder zu sein. Um das verstehen zu können, muss man kein Heiliger sein. Das kann jeder verstehen, dessen menschliche Gefühle nicht völlig verschüttet worden sind. „Alle Menschen sind Ausländer – fast überall“ – dieser Satz ist ja nicht zu bestreiten, und deswegen können wir verstehen, wie es sich anfühlt, ein Ausländer zu sein.

Das Liebesgebot, das als Summe aller jüdisch-christlichen Ethik gesehen werden kann, trifft genau den Kern dieser Einsicht. Martin Buber hat es treffend so übersetzt: „Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du.“ Vielleicht hört mancher bei dieser Übersetzung schon den Anklang an eine andere Passage aus der Bibel, die die meisten Menschen hier als Sprichwort kennen: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem anderen zu.“ Im Neuen Testament finden wir aus dem Munde Jesu die positive Formulierung in der sogenannten „*Goldenen Regel*“: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch. Das ist das Gesetz und die Propheten“ (Mt 7,12). Die Goldene Regel bringt die Ethik der Einfühlung auf den Punkt, die die hebräische Bibel und das Neue Testament gleichermaßen durchzieht. Du musst dich nur in den anderen einfühlen, dann weißt du, wie du selbst ihm gegenüber zu handeln hast.

Diese Ethik der Einfühlung, diese Fähigkeit zur Empathie brauchen wir, wenn die Geschichte zur lebendigen Erinnerung werden soll. Lebendige Erinnerung weist in die Zukunft. Sie gibt uns das Rüstzeug, die Zukunft verantwortlich zu gestalten. Erinnerung ist deswegen so etwas wie der Wille zur Zukunft. Uns für eine Zukunft zu engagieren, in der Toleranz und Menschenwürde nicht nur Programmworte bei Festansprachen sind, sondern gelebte Realität, das ist unser Auftrag. Wir sind es denen schuldig, die vor uns waren und gegenüber denen diese Werte mit Füßen getreten worden sind. Wenn wir uns heute Abend zur Erinnerung an die Pogromnacht vor 74 Jahren versammeln, dann gedenken wir ihrer in Trauer, aber auch mit Hochachtung und Respekt. In der Erinnerung werden sie uns zu Gefährten auf dem Weg zu einer Welt, in der alle Menschen in Würde leben können.